

Ein Hamburger in Babylon – Kinderlandverschickung 1940-45

Herr W., Sie sind 1930 geboren und in Hamburg aufgewachsen – wie haben Sie als Kind den Krieg dort erlebt?

Nun, in Hamburg war ich während des Krieges nur selten; die meiste Zeit war ich unterwegs mit der so genannten Kinderlandverschickung.

Die Kinderlandverschickung ist eine Sache gewesen, die die Nationalsozialistische Partei organisiert hat, dass nämlich alle Kinder – oder möglichst viele Kinder – aus Gebieten, die bombengefährdet waren, zusammengefasst und in Gegenden geschickt wurden, die weniger oder gar nicht bombengefährdet waren – sprich auf dem Land, wo keine Industrie oder zumindest keine kriegswichtige Industrie war.

Sprich, wo sie in Sicherheit waren.

Ja, und das hat man so organisiert, dass man versucht hat, möglichst ganze Klassen zusammenzufassen, dass die Kinder sich also schon kannten und dass auch das Lehrpersonal – sei es die Lehrerin oder der Lehrer – von dieser Schule dabei waren, damit ein schon bekanntes Zusammenleben gegeben war.

Man hat dann irgendwelche Hotels – Urlauber gab's ja nicht oder fast keine mehr –, Kinderheime, Schulen und was weiß ich alles requiriert, um so genannte KLV, Kinderlandverschickungslager, einzurichten.

Und dann bin ich ab 1940 praktisch immer unterwegs gewesen bis zum Kriegsende 1945 ...

... also ab dem 10. Lebensjahr!

Ja. Verpflichten musste man sich dabei immer für ein halbes Jahr, dann tauchte die Frage auf: Will man verlängern oder erstmal wieder nach Hause? Wenn sich nur wenige für die Verlängerung gemeldet hatten, wurden die in andere Lager verteilt, wo sie nicht mehr unter Bekannten waren. Aber wenn man zurückgefahren ist, wieder nach Hause, und sich danach wieder gemeldet hatte, ist natürlich eine möglichst bekannte Gruppe wieder zusammengestellt worden.

Zu Hause in Hamburg musste ich auch wieder zur Schule gehen, damit gab es wieder eine neue Klasse, und wenn da wieder was zusammenkam, ist man mit der neuen Klasse weggefahren.

Ich bin also im Lauf des Krieges vielleicht drei, vier Male für fünf oder sechs Wochen in Hamburg gewesen ...

... und die restliche Zeit immer in der Kinderlandverschickung?

Ja, die restliche Zeit immer dort. Meine Mutter hatte also gerade mal Zeit, meine Sachen durchzusehen, was zu waschen, was zu flicken war, dann bin ich wieder losgefahren. Nur in Hamburg die kurze Zeit, da musste man schon, wenn Fliegeralarm war, die Sachen packen, den Luftschutzkeller aufsuchen und so weiter. Wenn die Sirene heulte, war es so weit. Da gab es keine Möglichkeit, richtig durchzuschlafen. Immer wieder hieß es aufstehen, die bereit stehenden Notsachen mitnehmen und in den Luftschutzkeller. Da bin ich dann auch gerne wieder weggefahren.

Beim ersten Lager waren wir drei Brüder auch noch zusammen, der Rolf, der Walter und ich. Wobei die Klassenstufen eigentlich für den Walter und den Rolf waren. Für mich gab's keine, aber das ist trotzdem gegangen, weil der Sohn des Lagerleiters in meinem Alter war, der ist auch dabei gewesen, und wir haben Privatunterricht vom Lagerleiter bekommen.

Hat man das so organisiert, damit Sie als Brüder zusammenbleiben konnten?

Ja, und da waren wir in Kallmünz. Kallmünz liegt nördlich von Regensburg an der Naab und ist bekannt als Malerparadies. Dort hat man in einem katholischen Kinderheim die Hälfte als Kinderlandverschickungslager eingerichtet. Die andere Hälfte ist dem katholischen Kinderheim verblieben.

Programm war immer das gleiche: Vormittags war Schulunterricht, Nachmittags jede Woche einmal Putz- und Flickstunde, da haben wir dann Strümpfestopfen gelernt und ein bisschen Nähen. Und es gab auch Singabende und andere Unterhaltung. Ich habe zum Beispiel Blockflöte gelernt, eine F-Alt-Blockflöte, ein anderer Schüler hat eine C-Blockflöte gespielt, ein Lehrer 'ne Geige und eine andere Lehrerin auch noch 'ne Blockflöte – alle zusammen haben wir dann Hausmusik gemacht, je nach Lust und Laune.

Man hat also versucht, den Kindern ein möglichst normales Leben zu bieten.

So war es – fast wie im Internat, wo man auch nur im Sommer nach Hause kommt.

Hatten Sie denn eine enge Bindung zu den Lehrern, die ja für Sie auch Elternersatz waren?

Na ja, am Vormittag waren sie ja unsere Lehrer wie zu Hause auch, und da hat sich am Nachmittag nicht viel dran geändert. Aber nachdem sie uns so Dinge wie Strümpfestopfen beigebracht haben, war es schon eine etwas engere Bindung als sonst zwischen Lehrer und Schüler.

Hatten Sie genug zu essen?

Das katholische Kinderheim wurde von einem Nonnenorden geführt, die einen riesigen Gemüsegarten und auch Köchinnen hatten. Und dann ist natürlich auch von der Kinderlandverschickungsorganisation für Verpflegung gesorgt worden. Aber wenn das mal nicht ganz so flott gegangen ist, gab es noch den Garten.

Außerdem hatten wir gelernt, Brennnessel zu sammeln und Sauerampfer, und das wurde dann auch verwertet – was man heute ja auch wieder anpreist.

Wie viel haben Sie vom Krieg dort mitbekommen?

Gar nichts. Zu hungern brauchten wir nicht, Schießereien – nichts gehört. Man hat versucht, das Leben so normal wie möglich zu gestalten. In dem Lager haben wir auch den einen oder anderen Ausflug gemacht – nicht nur auf die Burgruine von Kallmünz, sondern auch einmal nach Regensburg. Dort hat man uns das Alte Rathaus gezeigt mit der Folterkammer und den Dom.

Von Kallmünz sind wir zuerst zu Fuß nach Burglengenfeld gegangen, das sind acht Kilometer, wenn ich das richtig in Erinnerung habe, und von Burglengenfeld fuhr eine kleine Nebenbahn nach Schwandorf, und von dort sind wir mit dem Zug nach Regensburg gefahren.

Bekamen Sie Heimweh?

Eigentlich nicht. Warum, weiß ich auch nicht. Es war wohl genug Ablenkung da. Wir haben zum Beispiel auch einmal eine ehemalige Raubritterburg in Wolfsegg besichtigt, das war schon beeindruckend.

Hatten Sie Angst um Ihre Mutter in Hamburg?

Ach, eigentlich nicht. Die paar Mal, die ich in Hamburg gewesen bin, ist ja nie was passiert. Es wäre vielleicht was anderes gewesen, wenn der Luftschutzkeller mal gewackelt hätte, weil vielleicht daneben eine Bombe runtergegangen wäre, dann hätte man vielleicht andere Gedanken gehabt. Aber das ist alles gottseidank nie passiert, sodass ich nie auf den Gedanken gekommen bin.

Wie ging es dann weiter?

Als diese Zeit in Kallmünz nach einem halben Jahr zu Ende war, ging es wieder nach Hamburg zurück und nach ein paar Wochen erneut los, diesmal nach Freising. In Freising

hatte der Pallottinerorden so eine Art Ausbildungsseminar, das man mehr oder weniger beschlagnahmt hat. Man kann es sich heute noch angucken, das ist ein interessanter Bau. Dort hat man natürlich den Freisinger Dom besichtigt, das war ja die Geburtsstätte des Erzbistums München-Freising, also nicht in München, sondern in Freising. Auch in Weihenstephan haben wir etwas besichtigt.

Nachdem das Lager nach einem halben Jahr aufgelöst wurde, meldete ich mich gleich, dass ich bleiben wollte und kam dann nach Hohenkammer. Hohenkammer ist nicht ganz auf dem halben Weg zwischen Ingolstadt und München. Und dort waren wir in einem Wasserschloss mit einem großen, breiten Graben drum rum, einem Schlosspark, Gutsgebäuden und so weiter. Das Schloss war nun zur Hälfte ein Kinderlandverschickungslager. Dort gabs natürlich keine Zimmer, sondern nur größere Schlafsäle.

Und von dort machten wir auch wieder Ausflüge. Wir haben das Kloster Scheyarn besucht und auch bei der Hopfenernte geholfen.

Und wie auch diese Station zu Ende war, wollte ich nicht gleich nach Hamburg zurück, bin also versetzt worden – in die Westbeskiden. Das ist ein Gebirgszug, der etwa dort liegt, wo das heutige Tschechien, die Slowakei und Polen zusammenkommen.

Wir waren in einem Hotel, ein klein wenig außerhalb von Frankstadt unterm Radhost – der Radhost war ein Berg. Das Hotel war vielleicht drei, vier Kilometer weit weg. Von daher gesehen hatten wir fast keinen Kontakt zur Bevölkerung.

Die Gruppe bestand allerdings aus lauter Rheinländern. Und die hatten in der Schule kein Englisch, während in Hamburg in der Schule Englisch unterrichtet wurde. Da habe ich meiner Mutter geschrieben, dass ich das sehr bedauern würde. Meine Mutter war ja bei einer NS-Organisation beschäftigt, bei der NS-Volkswohlfahrt, das ist die soziale Einrichtung der NSDAP gewesen. Dort hat sie so eine Art Sekretärin gemacht. Und sie hat darüber mit ihrem Chef gesprochen und der hat versprochen: "Komm, Erna, das richten wir."

Und dann hat es also eines Tages eine Mitteilung gegeben: "Pack deine Sachen, du wirst versetzt." Nur damit ich also vernünftigen Englischunterricht bekommen konnte, bin ich in ein Hotel ganz woandershin gekommen. Das waren dann wieder Hamburger. Zwar nicht meine Klasse, aber es waren Hamburger und die hatten Englischunterricht. Dort bin ich ein paar Wochen geblieben, bevor es weiter ging nach Babylon.

Babylon?

Das war im Böhmerwald, damals 1938, als das Sudetenland dem Deutschen Reich angeschlossen wurde. Und der Ort hieß Babylon. Der war eigentlich tschechisch, galt aber noch gerade als deutsches Gebiet. Dort war unsere Klasse in einem der Hotels untergebracht.

Zur nächsten etwas größeren Stadt – im Tschechischen heißt sie Domažlice, im Deutschen Taus – sind wir hin und wieder zum Einkaufen gefahren, aber dazu mussten wir jedes Mal über die Grenze. In dem Zug, der dorthin fuhr, kam auch immer ein Grenzpolizist und hat Ausweise oder so was kontrolliert.

Und der Grenzübertritt war kein Problem?

Nein, das war für uns kein Problem. Und nachdem der nächste richtige deutsche Ort, Furth im Wald, weiter weg war, ist man in den tschechischen Ort gefahren.

Aber im Mai, als der Krieg zu Ende war, haben wir das große Glück gehabt, dass US-amerikanische Truppen Babylon erreicht haben und keine russischen. Die waren ja nicht weit weg, die russischen Truppen.

Was wäre denn passiert, wenn die russischen Truppen Ihr Gebiet besetzt hätten?

Tja, das weiß ich nicht, vielleicht wären wir in Richtung Osten verlagert worden. Aber nun waren ja die US-Amerikaner da. Das hatte zur Folge, dass man einigermaßen geschützt war; die Tschechen haben allerdings darauf bestanden, dass wir so schnell wie möglich aus dem Gebiet abziehen.

So kam es also dazu, dass wir kleine Holzleiterwägen besorgt oder gemacht haben. Das ganze Lager wurde in Gruppen aufgeteilt, jeweils 10-12 Jungs und eine Lehrperson. Dann hat man alle Vorräte, die irgendwie greifbar waren, also Lebensmittelvorräte, gerecht aufgeteilt und auf die Leiterwägen verladen. Gepäck von den Lehrpersonen war dort auch drauf, während wir unser Gepäck tragen mussten. Soweit möglich hat man sich Rucksäcke besorgt, und alles, was dort hineinging, konnte man mitnehmen, das andere ist halt liegen geblieben. Und dann sind wir losgezogen.

Zu Fuß nach Hamburg?

Nein, das wäre Ende des Krieges sowieso unmöglich gewesen.

Der Lehrer meiner Gruppe kannte einen Pfarrer bei Schwandorf, der Ort heißt Haselbach. Und der hatte die Absicht, uns erstmal dorthin zu bringen. Das hat eine ganze Woche gedauert, bis wir von Babylon über Furth im Wald nach Haselbach gekommen sind.

Für die Nacht hat man versucht, einen freundlichen Bauern zu finden, der bereit war, uns in der Scheune schlafen zu lassen – zu essen hatten wir ja noch. Da haben wir dann auf Heu oder Stroh geschlafen und sind am nächsten Tag weitermarschiert.

Wussten Ihre Eltern irgendetwas über den Verbleib ihrer Kinder?

Nein, das war ja gar nicht möglich. Die wussten nur, wo wir zuletzt waren, also in welchem

Lager, aber mehr nicht. Es gab keine Nachrichtenverbindung, auch keine Verkehrsverbindung, und Telefone waren für uns unerreichbar. Ich könnte mir schon vorstellen, dass es zum Beispiel von Furth im Wald aus mal irgendeine Verbindung nach Hamburg gegeben hat, meinetwegen zu einer Schulbehörde, wo man gesagt hat, die Kinder aus dem und dem Lager sind hier bei uns gelandet und ziehen jetzt weiter. Also höchstens so eine Meldung. Aber es wurde sicher nicht mit Namens- oder Adressenlisten gearbeitet, sondern nur so allgemein.

Nun, an einem Samstagabend sind wir also in Haselbach angekommen. Und am Sonntagmorgen hat der Pfarrer in der Kirche verkündet ...

... dass hier viele heimatlose Kinder sind, die ein Dach über dem Kopf brauchen.

Und im Laufe des Vormittags war jeder bei irgendeinem Bauer gelandet. Einige haben es besser getroffen; ich bin auf einem Bauernhof gelandet, wo der Mann aus dem Krieg noch nicht zurück war, einen Knecht gab es nicht, nur die Bäuerin und eine Magd.

Und Sie waren willkommene Arbeitskraft.

Ich musste arbeiten, ja.

Was für Arbeit mussten Sie dort verrichten?

Ich habe zum Beispiel einen Ochsenwagen gefahren, wenn irgendwo was zu holen war, musste den Stall ausmisten und was halt an Arbeiten so anfiel, bei denen man nicht lang angelernt werden musste.

Wie alt waren Sie zu der Zeit?

Noch nicht ganz 15. Und ich bin von morgens bis abends eingespannt gewesen.

Wie lange wollten Sie denn dort bleiben?

Nun ja, von Wollen kann keine Rede sein. Der Lehrer hat versucht, Kontakte herzustellen, und irgendwann ist dann von Hamburg aus eine Aktion gestartet worden: Man hatte Busunternehmen gefunden, die bereit waren, nach Süden hinunterzufahren.

Wieso war das so schwierig, jemanden dafür zu finden?

Benzin gab es nicht frei zu kaufen, sondern wurde rationiert, das musste man zugewiesen bekommen.

Als also endlich die Information nach Hamburg durchgedrungen war, wo die Kinder stationiert waren, wurden Busse losgeschickt nach Cham, auf halbem Weg zwischen Furth im Wald und Schwandorf. Dort wurde eine Sammelstelle eingerichtet, bei der mehrere Busse, ich weiß nicht mehr wie viele, aus Hamburg eintrafen. Alle Kinder, die in der Umgebung verteilt waren, mussten sich zu einem bestimmten Termin in Cham efinden. So sind auch wir aus Haselbach nach Cham gefahren.

Wie lange waren Sie zu dem Zeitpunkt schon in Haselbach?

Von Ende Mai bis Anfang August 1945, also etwa zweieinhalb Monate.

Wie wurde denn die Information weitergegeben, dass in Cham eine Sammelstelle eingerichtet worden war?

In der Zwischenzeit ist das eine oder andere Telefon ja gegangen; ich weiß nicht, ob die Post schon funktionierte. Aber es gab dann allmählich wieder Möglichkeiten.

Und Sie konnten untereinander Kontakt halten in Haselbach?

Wir befanden uns ja im Umkreis von zwei, drei Kilometern. Nur ich hatte nicht so viel Kontakt, weil ich den ganzen Tag über beschäftigt war, also hat man sich nur sonntags in der Kirche gesehen.

Wir sind dann nach Schwandorf mit dem Pferdewagen, glaube ich, transportiert worden. Von dort fuhr dann schon mal ein Zug nach Furth im Wald, bei dem man in Cham aussteigen konnte. So konnten wir zur Sammelstelle gelangen, wo wir auf die Busse verteilt wurden.

Und dann sind die Busse gestartet Richtung Hamburg. Den Bus, den wir hatten, der war wie ein Sattelschlepper: Führerhaus vorne, dann ein Auflieger und dort war der eigentliche Bus drauf. Der hatte unterwegs einen Getriebeschaden. Das heißt, die Ankunft hat sich nochmals um zwei Tage verzögert, bis der Chauffeur irgendjemand gefunden hatte, der ihm half, sodass wir weiterfahren konnten.

Und so ist es also gekommen, dass wir am Vormittag des 13. August 1945 in Hamburg eingetroffen sind. Das war ausgerechnet der Geburtstag meiner Mutter.

Sie wussten ja gar nicht, ob Ihre Mutter überhaupt noch lebt, oder?

Nein, das wusste ich nicht. Ich hatte einfach ganz fest gehofft, dass es so ist.

Wann hatten Sie sie das letzte Mal gesehen?

Da muss ich mal kurz überlegen: Ich glaube 1943. Aber dann haben wir uns Briefe geschrieben. Und solange das Deutsche Reich existierte, gab es ja eine Post. Nur nach dem Krieg, da war erstmal Schluss mit allem.

Am 13. August sind wir vormittags also in Hamburg angekommen. Ein bisschen kannte ich mich ja aus in Hamburg, also hab ich meinen Rucksack genommen und bin losgezogen. Ich weiß nicht mehr, ob ich Geld hatte und irgendeine Straßenbahn benutzen konnte, aber zu Fuß gehen ist ja kein Problem gewesen. Ich wusste also, wo unser Haus stand, das gehörte zu einem großen Komplex mit einem so genannten Vorderhaus und zwei Hinterhäusern.

Als ich näher kam, sah ich, dass das Vorderhaus völlig kaputt war, zerstört, ausgebrannt. Durch das Vorderhaus gingen zwei Torwege, wie wir sie nannten. Die waren so groß, dass ein Lkw durchfahren konnte. Und wenn man da durchgegangen ist, ist man zum Hinterhaus gekommen – und das stand tatsächlich noch! Ich glaube, nur ein paar Fensterscheiben waren kaputt.

Das war eine Erleichterung!

Das war wirklich eine Erleichterung, das kann man nicht anders sagen. Da merkt man erst hinterher, wie angespannt man doch gewesen ist. Und dann taucht gleich die nächste Hoffnung auf: Vielleicht sind ja auch die Bewohner, vor allem meine Mutter, heil auf?

Hinter unserem Haus hatten wir einen Garten. Ich hatte entweder geklingelt oder gleich gehört, dass im Garten Stimmen waren. Da bin ich also in den Garten gegangen – und da war gerade die Geburtstagsfeier meiner Mama! Zuerst hat mich eine Nachbarin entdeckt und gerufen: "Erna, guck mal, wer da kommt!" Tja, und dann war es das große Wiedersehen. Eine Mutter bekommt ihren Sohn wieder – und das an ihrem Geburtstag! Darüber waren wir alle sehr froh.

Zu Hause war ja nur noch die jüngere meiner beiden älteren Schwestern, die Lisa; die älteste Schwester, die Erna, war noch nicht zu Haus, der ältere Bruder war von der Kriegsmarine noch nicht zurückgekehrt und der jüngere der beiden älteren Brüder hatte sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet, der war also auch noch nicht zu Haus. Aber dann trudelten auch sie nach und nach ein, nur die Erna, die ist in Bayern geblieben und hat dort geheiratet.